

## Ein Schlafwandler grüßt von Berges Spitze

Burkhard Müller

*Süddeutsche Zeitung, Nov. 2002*

Der Essay hat es schwer; schwerer vielleicht noch als die Lyrik, die bei aller Entlegenheit doch Konventionen ausgebildet hat, wie sie zu lesen sei. Das essayistische Schreiben aber scheint, wo es sich nicht auf ein einzelnes Stichwort wie das »Ende der Geschichte« oder den »Clash of Cultures« abziehen lässt, ortlos zu verpuffen.

Dorothea Dieckmanns Essay handelt von der wahren Sprache; und die hat nicht das Zeug zum Stichwort, das man pflücken und sich ins Knopfloch stecken könnte. Was ist das, die wahre Sprache? Definitionen fruchten nichts; und Dieckmann setzt mehrfach an, um deutlich zu machen, was sie meint. Sie beginnt mit einer Scheidung des Schreibens vom mündlichen Sprachgebrauch, den sie unter Generalverdacht stellt, gedankenlos, willfährig, exhibitionistisch zu sein. Als Kronzeugin bietet sie Ingeborg Bachmann auf, die sich damit abquält, eine Dankesrede zu halten: »...eine Stunde wie diese hat absolut nichts zu tun mit allen meinen anderen Stunden, meine Existenz ist eine andere, ich existiere nur, wenn ich schreibe, ich bin nichts, wenn ich nicht schreibe, ich bin mir selbst vollkommen fremd, aus mir herausgefallen, wenn ich nicht schreibe.« In der Hilflosigkeit solchen Ausdrucks schmilzt die absolute Differenz zur bloßen Behauptung zusammen. Das macht die Lektüre der Bachmann oft so peinigend: dass sie etwas will, was nicht geht, wenigstens nicht für sie.

Sprache gehört allen, selbst noch in dem, was Bachmann die »kristallinen« Worte nennt. Wäre es nicht so, käme das gänzlich Unverständliche heraus, die Wahnbildung, die wahr ist nur in der unschuldigen Art des Symptoms, als heißt, auf gänzlich unfruchtbare Weise. Damit wäre der Dichtung, als dem Archetyp wahren Sprechens, am allerwenigsten gedient.

Darum hilft es auch nichts, wenn Dorothea Dieckmann, in einem weiteren Anlauf, die Metapher der Prostitution bemüht und vom »Bordell der Wörter« spricht. Wörter sind zum Verkehr da, jeder kann sie haben, und diesen Tatbestand zu tadeln, heißt in untaugliches Moralisieren zu verfallen. Die Sonne der Sprache scheint über Gerechte und Ungerechte; das Faktum, dass im Sonnenlicht nicht alle eine gleich gute Figur machen, bleibt davon unberührt. Dieckmann hat ganz gewiss recht in ihrem Zorn auf die »Phrase«, das unwahre Sprechen schlechthin. Aber hier wäre der Punkt gewesen, wo sie schärfer hätte zupacken und so etwas wie einen Begriff an Beispielen hätte herausarbeiten müssen, damit ihr Unbehagen Gestalt und Brauchbarkeit gewinnt; Klarheit wäre hier ein umso höheres Verdienst gewesen, als der Widerpart sich in der Diffusität zu entziehen trachtet. Statt dessen äußert sie in einer Fußnote:

»Beispiele sind immer widerwärtig«; und der Behandlung des einen, das sie dennoch liefert, merkt man an, wie sehr.

Ohnmächtig bleibt, was sie stattdessen zu schreiben hat: »So entsteht die aufgeblähte Metaphorik, der nur sich selbst gerechte Ausdruck, das geschwellte Bild, die Manier, ornamental überladen oder lakonisch verklemmt, der Hang zur abgegriffenen Kombination, in der die Bedeutung der Teile untergeht, ebenso das raunende Heischen nach Extravaganz... das Wort als besetzter Hohlraum, kurz als Geste.« Das ist alles nicht verkehrt (ausgenommen, typischerweise, der letzte Punkt, der es schlüssig zusammenfassen soll: eine Geste kann ja durchaus wahr sein). Aber hier wäre wohl eher ein kämpferisches als ein elegisches Naturell vonnöten.

Es erstaunt, dass eine im Österreichischen so belesene Autorin sich so intensiv mit der phrasenhaften Öffentlichkeit auseinandersetzt, ohne ein einziges Mal den Namen von Karl Kraus zu erwähnen, der hier wahrlich gute Vorarbeit geleistet hat. Lieber hält sie sich an dessen Antipoden Robert Musil, der die Dummheit nicht als seine Todfeindin begreift, sondern mehr wie ein merkwürdiges Zootier ansieht, das er durch die Gitterstäbe mit einem Stock neckt und zu Reaktionen reizen will.

Doch ist ein Essay, mehr als ein Weg, eine Landschaft. Eine Landschaft muss nicht ankommen, es genügt, wenn es in ihr Orte gibt, an denen man gern verweilt. Zum Beispiel den folgenden: »Ich kann diesen in die Halsbeuge küssen – jenen auch; ich gebe beiden das gleiche und bringe sie damit unter einen, meinen Zusammenhang. Die Beliebigkeit beim Einsatz und Ersatz der Worte hat dagegen kosmische Dimensionen. So erklärt sich das kurze helle Entsetzen, wenn wir einen Namen verwechseln. Es ist nicht obszön, verschiedene Menschen auf die gleiche Weise zu umarmen, wohl aber, ein Erlebnis zweimal mit denselben Worten zu erzählen.« Man versteht an dieser Stelle auf einmal, was die Autorin geschirmt wissen will.

Und als man es schon kaum mehr erwartet hätte, weit gegen Ende, bietet sie doch noch den Prüfstein dafür an, was wahre Literatur sei: ob sie die Scham überwindet. Das ist etwas ganz Anderes als die

geläufige Schamlosigkeit, die sich nicht nur als Leichtfertigkeit im Umgang mit den persönlichsten Dingen äußert, sondern von Dieckmann geradezu formal bestimmt wird, als Mangel an Widerstand nämlich, als Ergebnis ohne Arbeit mit den leeren Merkmalen des Gelingens. »Scham erhitzt, lässt warmes Blut in die Wangen steigen, und die Röte verrät eine Übertretung. Wer die Scham nicht fühlt, bleibt blass und kalt und ungerührt, denn schamloses Schreiben hat nichts einzugestehen. Die poetische Sprache zeigt die Symptome von körperlicher Energie, die sich gegen das Tabu stemmt, Reibung, Herzklopfen, Farbe, Widerstreben.«

Hier finden auch die Bilder der Nacht und der Nacktheit, die Dieckmann zuvor aufgerufen hatte, ihre Erfüllung. Einen ganz neuen Sinn entnimmt sie dem berühmten Schluss von Kafkas »Prozess«: »Und es war, als solle die Scham ihn überleben.« Franz Kafka auch soll ihr das auf die Spitze getriebene Paradox, dass der Schreibende einsam ist und sich zugleich in bedeutsamer Weise auf das Ganze bezieht, lösen helfen, indem sie sein Fragment »Nachts« zitiert. »Und du wachst, bist einer der Wächter, findest den nächsten durch Schwenken des brennenden Holzes auf dem Reishaufen neben dir. Warum wachst du? Einer muss wachen, heißt es. Einer muss da sein.«

Kafka jedoch, das sollte man abschließend festhalten, beweist nichts, für niemanden. Noch wo er vom Wachen spricht, eignet seiner Prosa etwas Traumhaftes. Allein steht er auf einer Höhe, die man nur schlafwandelnd erreicht, während die wachen Kraxler unterwegs abstürzen. Das schließt leider die Bachmann ein, die sich dazu verstiegen hat zu erklären, das Leben habe nur eine schlechte Sprache. Man soll das Leben nicht verleumden, Kafka hat es nie getan. Es gibt nicht, wie die Bachmann und mit ihr Dorothea Dieckmann meinen, ein »Utopia der Sprache«; nur die Sprache gibt es.

»Sprachversagen« nennt die Autorin ihr Buch, und meint damit Entsagung und Scheitern zugleich. Sie scheint damit einer allzu herben, einer möglicherweise tödlichen Askese das Wort zu reden. Doch darf man irgendwem zum Schweigen raten? Im Schweigen fallen die Lebenden mit den Toten ununterscheidbar zusammen.